

# Inhalt

Einleitung oder: Von den wahren Heilmitteln .....	7
I Der Herr Gevatter: Wie »sieht« man den Tod? .....	11
II Der Gevatter Tod: An den Grenzen der Medizin .....	49
III Fundevogel: Der Tod als hoffnungsvolle Verwandlung des Lebens .....	91
Anmerkungen .....	137



## **Einleitung oder: Von den wahren Heilmitteln**

Es gibt eine Frage, die nur uns Menschen eigen ist. Tiere leben und erleiden den Tod; wir Menschen müssen mit dem Tod leben. Tiere können ihre Erfüllung darin finden, gegen den Tod Leben weiterzuzeugen und so dem Bestand ihrer Gene zu dienen; wir Menschen nicht. Wir wollen wissen, warum es sich lohnt, als Individuen zu existieren, und darauf weiß die uns umgebende Natur nicht die geringste Antwort. Sie ermöglicht uns, doch sie meint uns nicht. Blind bringt sie uns hervor, ohne Bedauern nimmt sie uns zurück, ohne zu fragen, wozu.

Wir wurden zu Menschen und wir werden zu Menschen, indem uns der Tod zum Problem wird. Soweit wir in unsere eigene Geschichte zurückschauen können, bestatten Menschen ihre Verstorbenen und erzählen sich Geschichten zur Deutung der Sterblichkeit ihres Daseins – mythische Erzählungen, Märchen, Parabeln, die das Grauen gegenüber der gräßlichen Gleichgültigkeit des Todes auf bestürzende Weise beschreiben, aber auch zu besänftigen suchen. Alle Religionen, alle Kulturen kennen und überliefern solche Geschichten im Mund ihrer Priester und Seher, ihrer Dichter und Deuter, ihrer Weisen und Weggeleiter. Erst unsere moderne (»westliche«) Kultur ist dabei, sich von diesem Erbe zu trennen. Wir betrachten den Tod »naturwissenschaftlich«, als eine Naturtatsache, und wir verwenden unsere wachsende Naturerkenntnis dazu, die natürlichen Bedingungen des Todes zur Verlängerung des Lebens zu manipulieren. Zuständig dafür sind die Ärzte. Sie sind »Mediziner« in deutlichem Unterschied zu den »Medizinmännern« der alten Stammeskulturen. Sie beschwören nicht mehr den Geist der Krankheit, sie verbinden einen Patienten nicht mehr mit der Einheit des Alls, – sie untersuchen die Ursachen des Krankheitsgesche-

hens, und sie versuchen diesen ihre schmerzerregende, todbringende Wirkung zu nehmen. In den Erwartungen der Gesellschaft werden sie dadurch zu Herren über Leben und Tod. Je weniger noch die Frage nach dem Sinn des Daseins sich stellt, desto verzweifelter wird das Verlangen nach Lebensverlängerung, und so sollen die Ärzte den Tod bekämpfen wie das letzte noch nicht erlegte und erledigte Raubtier unserer Zivilisation. Die Angst vor dem Sterben umhüllt sie mit einem gottgleichen Sein. Sie dürfen keine Fehler begehen – sie haben perfekt zu sein. Sie dürfen sich nicht ohnmächtig zeigen – ihr Herrschaftswissen hat für unermesslich zu gelten. Sie dürfen sich nicht als Menschen mit menschlichen Gefühlen und mit menschlichen Schwächen erzeigen – sie haben »Fälle« zu behandeln, einen nach dem anderen, in immer engeren und in immer dichter vernetzten Zuständigkeitsbereichen.

Doch das Maschinenmodell des mechanistischen Denkens vom menschlichen Körper erweist sich als unzulänglich, ja, nicht selten selber als Teil der Krankheit, verstärkt es doch die Entfremdung des Patienten sich selbst gegenüber sowie seine Auslieferung an den behandelnden Arzt. In den Blickpunkt treten zunehmend (wieder) die subjektiven Faktoren möglicher Heilung wie Vertrauen und Hoffnung, wie Verbundenheit und Liebe, wie Verständnis und Mitleid. Sie bilden die eigentlichen Heilmittel angesichts einer Welt, die jeden Einzelnen unter den Menschen hoffnungslos, lieblos und mitleidlos aus seinem flüchtigen Sein ins Nichtsein zurückstößt. Die psychotherapeutische, die psychosomatische Seite der Heilkunde ist gerade für die moderne Medizin mit ihren erheblich erweiterten neurologischen und psychiatrischen Möglichkeiten unübersehbar geworden, – alles ruft förmlich nach einem »menschlicheren« Umgang mit Menschen, die krank sind oder in Todesnähe befindlich. Doch dagegen stehen die Kosten unseres Gesundheitssystems, die Finanznot der Krankenkassen, der »demographische Faktor« einer ständig wachsenden Zahl immer älterer Menschen ...! Das Paradox existiert, daß die Schere zwischen dem, was wir menschlich als nötig erkennen, und dem, was wir uns aus fiskalischen Gründen verordnen lassen – und schließlich sogar für »in Ordnung« befinden –, immer weiter sich öffnet.

Da tut es gut, ja, da scheint es »notwendig« in wörtlichem Sinne, jenen Erzählungen neue Aufmerksamkeit zu schenken, die von alters her sich mit dem Problem befassen, das der Tod für unser Leben und Erleben darstellt. Nicht Herren über den Tod sind die Ärzte, sie sind seine Patenkinder: – gleich zwei Geschichten der BRÜDER GRIMM: *Der Herr Gevatter* und *Der Gevatter Tod*, verleihen bereits in der Überschrift dieser Auffassung Ausdruck. Sie vermögen am Krankenbett gerade so viel, als die »Konstellation« des Todes es zuläßt. Und doch werden sie sich immer wieder gedrängt fühlen, die »Lage« des Patienten noch einmal zu »drehen«, – und sich selbst damit tödlich gefährden. Wie hält man es aus, angesichts des Todes der eigenen Ohnmacht ins Auge zu schauen? Wie wird einem das Leben erscheinen, wenn es sich Stufe um Stufe auf den Tod zubewegt? Wie soll man nicht irrsinnig werden vor Leid angesichts seiner alles verschlingenden Allgewalt? – In dem Märchen *Der Herr Gevatter* sind es solche Fragen, die sich aus der Sicht eines Arztes stellen und diesen selber zutiefst in Frage stellen. Für eine simple Schauergeschichte könnte man die Erzählung halten, begriffe man nicht ihre schauerliche Nähe zu der schauderhaften Realität unseres Daseins. Im Willen, Menschen vor dem Tode zu retten, erscheint der Arzt schon von Berufs wegen mit einem Male gefährdeter und ausgesetzter als all die Sterblichen an seiner Seite. – Selber zum Tode verurteilt ist er, wenn er es unternimmt, den Tod als seinen Feind, statt als seinen Gönner, zu betrachten, erzählt alsdann das Märchen *Der Gevatter Tod*. Wahnsinn und Siechtum, Depression und Erschöpfung, Absurdität und Vergeblichkeit – sie treiben am meisten den Arzt vor sich her, – außer, es wär' ihm wieder erlaubt, ein Mensch zu sein wie alle anderen. Doch dazu bedürften wir einer Sicht auf das Leben, die den Tod nicht leugnet, sondern uns deutet.

Gerade das unternimmt, zum dritten, das Märchen vom *Fundevogel*, ein Gleichnis auf unser Dasein mehr als ein Märchen, indem es die Erfahrung der verrinnenden Zeit übersetzt in den Mut zu einem schrittweisen Reifen und das Heranrücken der Macht des Todes beantwortet mit der Aussicht auf eine Verunendlichung des Lebens. Als Heimatlose schildert es uns, unzu Hause im Himmel und unbehaust auf der Erde, stets in Gefahr, uns selbst zu zerspalten zwischen Geist und

Gefühl, zwischen Einsicht und Sehnsucht, zwischen Verstand und Vernunft. Nur wenn es uns gelingt, seelisch eins zu sein mit uns selbst, Schritt für Schritt auf dem Lebenswege sich unverbrüchlicher Liebe versichernd, werden wir, die Waisenkinder der »Köchin« Natur, für uns selber noch etwas anderes sein als Rechnungseinheiten in dem zynisch wirkenden Energiehaushalt ihrer Ökonomie. Nur die Liebe schenkt uns die Antwort, nach der unser Sterbedasein verlangt, indem sie den Verheißungsbildern der Religion die nötige Evidenz verleiht: es verginge der Tod im Meer des Lebens, wir aber gingen ein in Unsterblichkeit.

**Der Herr Gevatter:  
Wie »sieht« man den Tod?**





Ein Arzt ist auch nur ein Mensch. Wohl wird er mehr an Armut und Armseligkeit zu sehen bekommen als gewöhnliche Sterbliche; doch wirklich leiden wird am Tod nur jemand, dem ein Mensch dahinstirbt, an den er das eigene Herz gehängt hat. Dann ist's, wie wenn er mit ihm selber stürbe. Der Boden bricht unter den Füßen weg, die Welt torkelt aus ihrer Bahn ins Nichts, die Sonne weigert sich, die öde Erde länger zu bescheinen. Trauer, Ohnmacht, Klage, Auflehnung und Nicht-verstehen-Können, Nicht-verstehen-Wollen mischen sich in jede Vorstellung; jeder Gedanke kreist nur um dieses Eine und Unfaßliche, das nie hätte geschehen dürfen. Oder sollen wir freiwillig den Blutzoll dieser Welteinrichtung zahlen und uns daran gewöhnen, daß der Tod sein grimmiges Spiel mit uns treibt? Wie leben zwischen Auflehnung und Unterwerfung, wie zwischen Rebellion und Religion, und wie die Wehmut überwinden, die darin liegt, daß wir nichts behalten, alles nur verlieren können in einer Welt, in der Gevatter Tod »der Herr« ist?

**E**in armer Mann hatte so viel Kinder, daß er schon alle Welt zu Gevatter gebeten hatte, und als er noch eins bekam, so war niemand mehr übrig, den er bitten konnte. Er wußte nicht, was er anfangen sollte, legte sich in seiner Betrübniß nieder und schlief ein. Da träumte ihm, er sollte vor das Tor gehen und den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Als er aufgewacht war, beschloß er, dem Traume zu folgen, ging hinaus vor das Tor, und den ersten, der ihm begegnete, bat er zu Gevatter. Der Fremde schenkte ihm ein Gläschen mit Wasser und sagte: »Das ist ein wunderbares Wasser, damit kannst du die Kranken gesund machen, du mußt nur sehen, wo der Tod steht. Steht er beim Kopf, so gib dem Kranken von dem Wasser, und er wird gesund werden, steht er aber bei den Füßen, so ist alle Mühe vergebens, er muß sterben.« Der Mann konnte von nun an immer sagen, ob ein Kranker zu retten war oder nicht, ward

berühmt durch seine Kunst und verdiente viel Geld. Einmal ward er zu dem Kind des Königs gerufen, und als er eintrat, sah er den Tod bei dem Kopfe stehen und heilte es mit dem Wasser, und so war es auch bei dem zweiten Mal, aber das dritte Mal stand der Tod bei den Füßen, da mußte das Kind sterben.

Der Mann wollte doch einmal seinen Gevatter besuchen und ihm erzählen, wie es mit dem Wasser gegangen war. Als er aber ins Haus kam, war eine so wunderliche Wirtschaft darin. Auf der ersten Treppe zankten sich Schippe und Besen und schmissen gewaltig aufeinander los. Er fragte sie: »Wo wohnt der Herr Gevatter?« Der Besen antwortete: »Eine Treppe höher.« Als er auf die zweite Treppe kam, sah er eine Menge toter Finger liegen. Er fragte: »Wo wohnt der Herr Gevatter?« Einer aus den Fingern antwortete: »Eine Treppe höher.« Auf der dritten Treppe lag ein Haufen toter Köpfe, die wiesen ihn wieder eine Treppe höher. Auf der vierten Treppe sah er Fische über dem Feuer stehen, die britzelten in der Pfanne und backten sich selber. Sie sprachen auch: »Eine Treppe höher.« Und als er die fünfte hinaufgestiegen war, so kam er vor eine Stube und guckte durch das Schlüsselloch, da sah er den Gevatter, der ein paar lange Hörner hatte. Als er die Türe aufmachte und hineinging, legte sich der Gevatter geschwind aufs Bett und deckte sich zu. Da sprach der Mann: »Herr Gevatter, was ist für eine wunderliche Wirtschaft in Eurem Hause? Als ich auf Eure erste Treppe kam, so zankten sich Schippe und Besen miteinander und schlugen gewaltig aufeinander los.« »Wie seid Ihr so einfältig«, sagte der Gevatter, »das war der Knecht und die Magd, die sprachen miteinander.« »Aber auf der zweiten Treppe sah ich tote Finger liegen.« »Ei, wie seid Ihr albern! Das waren Skorzenerwurzel.« »Auf der dritten Treppe lag ein Haufen Totenköpfe.« »Dummer Mann, das waren Krautköpfe.« »Auf der vierten sah ich Fische in der Pfanne, die britzelten und backten sich selber.« Wie er das gesagt hatte, kamen die Fische und trugen sich selber auf. »Und als ich die fünfte Treppe heraufgekommen war, guckte ich durch das Schlüsselloch einer Tür, und da sah ich Euch, Gevatter, und Ihr hattet lange, lange Hörner.« »Ei, das ist nicht wahr.« Dem Mann ward angst, und er lief fort, und wer weiß, was ihm der Herr Gevatter sonst angetan hätte.